

PREDIGT ZU APOSTELGESCHICHTE 12, 1-11

- Wermelskirchen, 16. September 2018 (16. Sonntag nach Trinitatis) -

„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.“

Liebe Gemeinde,

ich habe es schon angedeutet: Der Predigttext für den heutigen Sonntag spielt in der Anfangszeit der jungen christlichen Kirche und führt uns mitten hinein in die manchmal ziemlich turbulente und nicht ungefährliche Auseinandersetzung zwischen neuem Glauben und alter Tradition, zwischen den Verkündigern einer neuen Botschaft und den Bewahrern der überlieferten Sitten und Traditionen.

Der dritte Evangelist, Lukas, hat es ja als erster unternommen, zu seinem Evangelium gleich noch eine Fortsetzung mitzuliefern. Im Evangelium berichtet er von Jesus, dem Heiland, und von denen, die ihm nachfolgten, den Jüngern. Bis zur Auferstehung geht das, aber da endet die Geschichte nicht. Jesus gibt seinen Auftrag weiter: Nun sollen seine Jünger, die Apostel, der Welt von Gottes Liebe und seinem Erbarmen erzählen: Zuerst in Jerusalem und dann immer weiter darüber hinaus, bis an das Ende der bekannten Welt. So hat Lukas die Erzählung angelegt und damit sozusagen die erste Kirchengeschichte der noch jungen christlichen Kirche verfasst.

Im Mittelpunkt des ersten Teils steht der wichtigste Jünger der Anfangszeit: Petrus. Um ihn herum scharft sich die junge Gemeinde, er scheint der Wortführer gewesen zu sein; er hält zu Pfingsten die geisterfüllte Predigt, er leitet die Gemeinde und fällt wichtige Entscheidungen; er ist es auch, der – so zumindest stellt Lukas es dar – den entscheidenden Schritt tut und auch solchen Menschen das Evangelium verkündet, die nicht dem jüdischen Volk und Glauben angehören. Uns ist das heute kaum noch bewusst, aber diese Frage war die wichtigste und dringendste Frage der ersten Jahrzehnte: Gilt die Botschaft Jesu allen Menschen gleich, oder müssen die Nichtjuden sozusagen erst durch das Nadelöhr des Judentums, um Christen werden zu können? Oder anders gesagt: Damals entschied sich, ob die christliche Bewegung eine Strömung, eine Richtung im Judentum bleiben würde, oder ob es etwas anderes, neues,

grenzüberschreitendes werden würde. Heute wissen wir, wie die Entscheidung fiel (mit all ihren betrüblichen Folgen und Auswirkungen für das Judentum!); damals war das noch keineswegs sicher, wie es ausgehen würde.

Und weil die Oberen in Jerusalem diese neue Botschaft durchaus mit Argwohn betrachteten, weil sie wohl schon ahnten, welche Sprengkraft dem neuen Glauben innewohnte, darum geriet die junge und noch ziemlich kleine Kirche schon bald in Schwierigkeiten; man beobachtete sie argwöhnisch, und man warf ihnen bald schon vor, sie würden den überlieferten Glauben, die gewohnten Sitten und Gebräuche bedrohen. Davon handeln – sozusagen als Nebenlinie – die ersten Kapitel der Apostelgeschichte: Neben der erstaunlichen Ausbreitung des Glaubens sehen wir immer wieder Versuche, das junge Pflänzchen zu unterdrücken und auszurotten, bevor es zum wuchernden Unkraut wird, das schlimmen Schaden anrichtet.

Weil das so war und weil die Verantwortlichen im Judentum sehr wohl ahnten, welche Sprengkraft in der Verkündigung des Gekreuzigten lag, darum finden sich in vielen neutestamentlichen Schriften durchaus harte Worte und Vorwürfe in beide Richtungen. Man muss das an dieser Stelle immer wieder einschärfen: Wenn das Neue Testament teilweise harsche Urteile über „die Juden“ fällt, dann ist das zu verstehen auf dem Hintergrund eines Streites unter engen Verwandten und Vertrauten, die sich beide berufen wussten, den Willen Gottes zu tun. Und da geht es eben manchmal hoch her – gerade dort, wo man sich besonders nahe steht, wo man sozusagen aus derselben Wurzel gewachsen ist. Das rechtfertigt nichts von dem, was später geschah, aber selbstverständlich ist dem Neuen Testament auch nicht anzulasten, was spätere Generationen daraus gemacht haben, als die enge Verbundenheit von Kirche und Israel in Vergessenheit geraten war. Heute ist es an uns, das im Gegenteil erst einmal wieder in Erinnerung zu rufen: Dass Kirche und Israel, dass Christentum und Judentum aus derselben Quelle schöpfen, demselben Gott verpflichtet sind und einander näher stehen und enger verbunden sind als irgendeine andere Religion oder Geistesbewegung.

Das sozusagen als Vorbemerkung. Und nun befinden wir uns also im Jerusalem der 30 Jahre des ersten Jahrhunderts und erfahren, dass es bereits die ersten Toten in den Reihen der jungen Gemeinde gab: „*Um diese Zeit legte der König Herodes Hand an einige von der Gemeinde, sie zu misshandeln. Er tötete aber Jakobus, den Bruder des Johannes, mit dem Schwert.*“ (Apg. 12,1-2) Der Herodes, von dem hier die Rede ist, ist nicht mehr der König aus der Geburts- und Weihnachtsgeschichte, sondern dessen Enkel und Nachfolger, der vor allem eins im Sinn hatte: Das jüdische Volk zusammenzuhalten und angesichts der Übermacht der römischen Besatzer nicht zu gefährden. Und so versuchte er, alles abzuwehren, was die Einheit gefährdete und Unruhe stiften konnte. So auch den neuen Glauben, der bereits erste Kreise zog. Aus der versprengten Schar der Jesusanhänger war inzwischen, wenige Jahre nach dessen Kreuzigung und – das behaupteten seine Anhänger jedenfalls – Auferstehung eine recht auffällige und durchaus präsenste Bewegung geworden. Mancherorts nannte man sie bereits nach ihrem großen Meister die „Christianer“ (Apg. 11,26), und so erregten sie immer häufiger Aufsehen durch ihre Verkündigung, ihre Versammlungen und ihr unerschrockenes Auftreten.

Jakobus, einer der Jünger Jesu, musste also bereits dran glauben, und Herodes fackelte nicht lange, als er bemerkte, dass das vielen ganz gut gefiel, wie er mit dieser befremdlichen Sekte umging: „*Und als er sah, dass es den Juden gefiel, fuhr er fort und nahm auch Petrus gefangen. Es waren aber eben die Tage der Ungesäuerten Brote. Als er ihn nun ergriffen hatte, warf er ihn ins Gefängnis und überantwortete ihn vier Abteilungen von je vier Soldaten, ihn zu bewachen. Denn er gedachte, ihn nach dem Passafest vor das Volk zu stellen. So wurde nun Petrus im Gefängnis festgehalten; aber die Gemeinde betete ohne Aufhören für ihn zu Gott.*“ (v.3-5)

Vier Abteilungen von vier Soldaten bietet Herodes auf, um Petrus in Schach zu halten, also vier Schichten von jeweils vier Soldaten. Nicht schlecht für einen, der bisher eher durch seine Worten als durch seinen Taten aufgefallen war. War der wirklich so gefährlich, musste man den wirklich so scharf bewachen? Herodes meinte offenbar ja, denn, wer weiß, wenn man dieses kleine Feuerchen nicht sofort und mit aller Härte austritt, wer weiß, was für ein Steppenbrand sich daraus entwickelt!

Aber Petrus ist nicht alleine in seinem Kerker. „Die Gemeinde betete ohne Aufhören für ihn zu Gott“, heißt es im Nebensatz, und das sagt sehr viel aus über die Strukturen und den Zusammenhalt der frühen Christen: Das war schon nicht mehr das jüdische Grundprinzip von einem Volk, das sich um den einen Tempel versammelte, wo aber ansonsten im Wesentlichen jeder seine eigenen Wege ging; das war ein neuer Gedanke: Die Gemeinde, die sich im kleinen, überschaubaren Kreis versammelte, in der man sich kannte, in der man alles miteinander teilte, wo man die Schwachen trug und für die Gefährdeten betete, weil man voneinander wusste. Vielleicht kein Wunder, dass die frühen Christen für sich und ihre Versammlungen nicht den jüdischen Begriff der Synagoge wählten (das wäre ja durchaus denkbar gewesen), sondern zu einem griechischen Ausdruck griffen: Gemeinde, *ekklesia*, so nannten sie sich, die Herausgerufenen, die von Gott Berufenen. Und die zeichneten sich schon bald durch ein außerordentliches Zusammengehörigkeitsgefühl aus, das selbst Außenstehenden auffiel: „Seht nur, wie sie einander lieben“, ist aus etwas späterer Zeit der verwunderte Ausruf eines römischen Beobachters überliefert – das heißt: In der damaligen Welt fielen die Christen nicht zuletzt dadurch auf, dass sie füreinander einstanden, einander trugen und versorgten, niemanden im Stich ließen und, ja, das auch, füreinander beteten, wo immer jemand Not litt. Das machte Eindruck, so merkwürdig es vielen auch vorkommen mochte.

Eine Gemeinde, die an ihrer Liebe und an ihrem Zusammenhalt zu erkennen war – auch das war ein nicht unerheblicher Faktor in der rapiden Ausbreitung des neuen Glaubens, und ich meine, dass es eigentlich keinen Grund gibt, warum das heute anders sein sollte.

Petrus sitzt also im Kerker, allein und doch nicht allein, umhüllt von den Gebeten der Geschwister. Das tut gut. Wann habe ich das eigentlich zum letzten Mal jemandem gesagt: Ich bete für dich?

„*Und in jener Nacht, als ihn Herodes vorführen lassen wollte, schlief Petrus zwischen zwei Soldaten, mit zwei Ketten gefesselt, und die Wachen vor der Tür bewachten das Gefängnis.*“ (v.6) Als wollte die Härte der Haft noch eigens unterstreichen betont Lukas: Zwei Wachen und zwei Ketten halten den Petrus fest und können ihn doch nicht halten. Ein Engel

spaziert in das Gefängnis als sei's ein offenes Haus:

„Und siehe, der Engel des Herrn kam herein und Licht leuchtete auf in dem Raum; und er stieß Petrus in die Seite und weckte ihn und sprach: Steh schnell auf! Und die Ketten fielen ihm von seinen Händen. Und der Engel sprach zu ihm: Gürtel dich und zieh deine Schuhe an! Und er tat es. Und er sprach zu ihm: Wurf deinen Mantel um und folge mir! Und er ging hinaus und folgte ihm und wusste nicht, dass das wahrhaftig geschehe durch den Engel, sondern meinte, eine Erscheinung zu sehen. Sie gingen aber durch die erste und zweite Wache und kamen zu dem eisernen Tor, das zur Stadt führt; das tat sich ihnen von selber auf. Und sie traten hinaus und gingen eine Gasse weiter, und alsbald verließ ihn der Engel. Und als Petrus zu sich gekommen war, sprach er: Nun weiß ich wahrhaftig, dass der Herr seinen Engel gesandt und mich aus der Hand des Herodes errettet hat und von allem, was das jüdische Volk erwartete.“ (v. 6-11)

Noch so eine Auffälligkeit: Als fühlte er sich von Gottes Nähe und den Gebeten der Gemeinde so sicher und behütet wie ein kleines Kind, schläft Petrus tief und fest und bekommt zunächst mal gar nichts mit. Der Engel muss ihn anstoßen und wecken, so unbekümmert, so anscheinend sorglos liegt Petrus da in seiner Zelle und schläft. Das kann Gott; das kann das Gebet: In Zeiten größter Not und Gefahr einen Frieden schenken, der mich einhüllt und schützt, dass mir nichts schaden kann, dass mich nichts verrückt machen kann, was mir drohen und mich ängstigen will. *„Ich liege und schlafe ganz in Frieden, denn du allein, Herr, machst, dass ich sicher wohne“* – als frommer Jude kannte Petrus ganz bestimmt diesen Psalmvers (Ps. 4,9); vielleicht hat er ihn sogar gebetet, nachdem sie ihn in die Zelle geworfen hatte und er sich anschickte, auf dem harten Boden irgendwie eine halbwegs bequeme Position zu finden – ich weiß es nicht, aber ich kann es mir gut vorstellen. Wer sich umhüllt und geborgen weiß von Gott und den Gebeten der anderen, findet einen Frieden, der staunen macht, den ich mir oft selbst nicht erklären kann und der doch ganz real ist.

„Ich bete für dich!“ – Wann hat das jemand zum letzten Mal zu dir gesagt, und was hat das in dir ausgelöst? Vielleicht sollten wir das einander häufiger sagen – und es vor allem dann auch tun. Ich glaube, es sähe friedlicher aus: In uns und um uns.

Dann aber kommt Petrus langsam zu sich und tut, was der Engel ihm sagt: Zieh dich an, Mantel und Gürtel und Schuhe, und komm mit. Einfach so. So ganz wach und munter scheint er allerdings noch nicht zu sein, denn zunächst kommt ihm das alles wie ein Traum vor. Ein schöner Traum, der ihn aus der unerfreulichen Wirklichkeit entführt, bis am nächsten Morgen das böse Erwachen folgt: Alles nur geträumt, leider, die Mauern, die Fesseln, die Wachen und die Bedrohung, sie sind doch noch da, und nach dem schönen Traum ist das Erwachen um so schmerzlicher.

Aber das ist kein Traum. An den Wachen vorbei – „durch sie hindurch“, schreibt Lukas, als sei es das Selbstverständlichste der Welt – geht es, erst die erste, dann die zweite, dann das große eiserne Tor, das sich wie von selbst auftut und sie ihn die Stadt hinausführt. Noch um die nächste Ecke, und dann verlässt ihn der Engel wieder. Und jetzt erst kommt Petrus wirklich zu sich: *„Nun weiß ich wahrhaftig, dass der Herr seinen Engel gesandt und mich aus der Hand des Herodes errettet hat“*, stammelt er und braucht noch einen Moment, um sich zu sammeln und zu besinnen. Dann aber geht er, als sei nichts weiter dabei, zu dem Haus, in dem sich die Gemeinde versammelt hat, und von der heißt es an dieser Stelle - mitten in der Nacht! – dass sie immer noch beieinander waren und beteten. Und es erst gar nicht fassen können, dass ihre Gebete tatsächlich erhört worden sind.

Manchmal braucht das wohl seine Zeit, dass ich eine Wendung des Schicksals tatsächlich als Gebetserhörung verstehen kann. Manchmal glaube ich, sozusagen, meinen eigenen Wünschen und Gebeten gar nicht so recht und bin ganz verduzt, wenn sie tatsächlich wahr werden. Und manchmal erfüllen sich meine Gebete auch ganz anders, als ich es erhofft und mir vorgestellt habe. Manchmal kann ich meine Pläne fortsetzen, weil Gott meine Gebete gehört hat; manchmal muss ich ganz neu planen und neu anfangen, weil Gott meine Gebete erhört hat.

Manchmal sitze ich unverschuldet in einem Kerker, aus dem es kein Entkommen zu geben scheint. Manchmal lande ich in einem Verließ, in das ich mich selbst hineinbugsirt habe – durch meine eigenen Entscheidungen und Handlungen. Manchmal kommt so was aus heiterem Himmel, und manchmal holen mich meine eigenen Taten ein. Jeder Kerker ist einzigartig, das eigene Gefängnis ist immer das schlimmste, eben weil es

mein Gefängnis ist. Aber Gott, so hören wir zwischen den Zeilen dieser Erzählung, ist auch im finstersten Verließ nicht fern. Ausdrücklich erwähnt wird Gott in dieser kleinen Geschichte nicht, das ist auffällig. Aber dass er von Anfang bis Ende dabei die Fäden in der Hand hatte, das erfahren wir aus der kleinen Notiz, dass es eben nicht irgendein Engel ist, der Petrus zu Hilfe kommt, sondern der Engel des Herrn! Und dass es, wie R.O. Wiemer dichtete, nicht immer Männer mit Flügeln sein müssen, die Engel, das wissen wir doch. Es können auch scheinbare Zufälle sein, glückliche Entwicklungen, ein unerwartetes Urteil, eine Therapie, die anschlägt oder einfach nur eine wundersame Wendung des Weges.

Manchmal ist es ein Engel, der mich aus der Dunkelheit des Kerkers führt. Manchmal ist es einfach nur die freundliche Nachbarin, die dieselbe Funktion erfüllt. Manchmal ist es ein Wort der Bibel, das mich wieder ins Freie führt, und manchmal ein Brief vom Amtsgericht. Manchmal ist es ein Spektakel, das Himmel und Erde in Bewegung setzt (wie an anderer Stelle in der Apostelgeschichte), und manchmal kriegt außer mir sonst niemand überhaupt etwas mit, und dennoch ist mein Leben ein anderes geworden, bin ich wieder im Freien, kann wieder atmen, lebe wieder auf. Weil Gott mich nicht im Stich gelassen hat, weil andere für mich gebetet haben, weil er seine Engel geschickt hat und die großen eisernen Tore meines Verlieses aufgesprungen sind, als seien sie nichts. Wer weiß, wie oft schon ein Gebet solches bewirkt hat, von dem keiner etwas mitbekommen hat, nicht einmal der oder die, die dadurch befreit wurde. Wer weiß, was durch mein Gebet schon bewirkt wurde, und ich habe von all dem gar nichts mitbekommen.

Die Erzählung hat schließlich noch eine humorvolle Pointe: Als Petrus vor dem Haus steht, in dem sich die betende Gemeinde versammelt hat, hört ihn die Magd vor der Tür sprechen und vergisst dann vor lauter Begeisterung und Freude, die Tür aufzumachen. Und während die Gemeinde drinnen rätselt, ob es wirklich Petrus ist oder ein Engel des Herrn oder ein Spitzel, steht Petrus draußen und kratzt sich am Kopf und klopft fröhlich weiter an die Tür. Es dauert dann eine Weile, bis jemand auf die Idee kommt, vielleicht doch mal nachzuschauen und die Tür zu öffnen. Auch das ist wohl symptomatisch: Ich bete, ich hoffe, ich bange, dann tritt etwas ein, was die Wendung bringen könnte, aber ich traue mich

erst gar nicht, die Tür aufzumachen. Auch das gibt es: Die Angst vor dem erfüllten Gebet, das unausgesprochene Bangen, dass sich mein Leben ja tatsächlich ändern könnte. Manchmal muss man die Tür einfach aufmachen und schauen, was passiert. Wer betet, muss auch Mut haben: Mut nämlich, mit dem umzugehen, was dann passiert. Gebet heißt nämlich nicht, ab und an Dampf abzulassen, rauszulassen, was mir auf der Seele liegt, und dann weiterzumachen wie bisher. Gebet heißt: Ernsthaft damit zu rechnen, dass etwas passiert, auch wenn sich dadurch mein Leben ändert. Und auch: Zu akzeptieren, dass Gott bisweilen anders auf meine Gebete reagiert, als ich es mir vorgestellt habe.

„Nicht alle unsere Wünsche, aber alle seine Verheißungen erfüllt Gott“ (D. Bonhoeffer) – und das, scheint mir, ist ein ganz schöner Abschluss für diese kleine Erzählung zum Thema Gebet und Vertrauen. Bzw.: „Das Gebet des gerechten vermag viel, wenn es ernst ist.“ (Jak. 5,16). Amen.

„Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.“